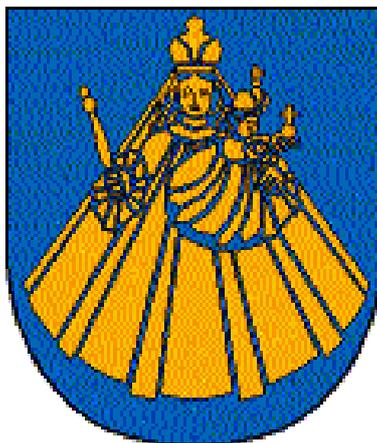




Eine Reise in die Kindheit

Von
Dr. Wolfgang Richnow

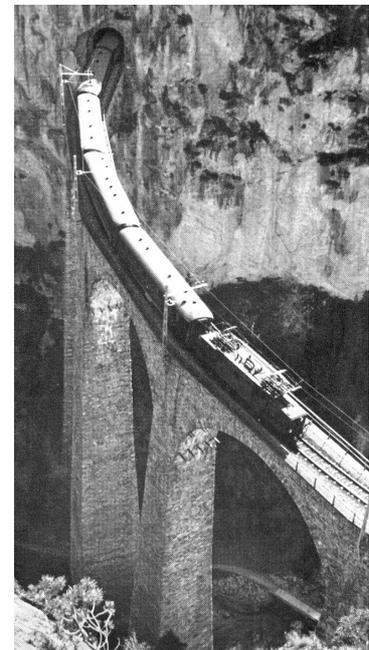


Die erste Befahrung



Zug in Berlin bestiegen, froh der „Reichshauptstadt“ für einige Zeit ahnten nicht, daß aus der Urlaubsreise sieben Jahre werden würden.

Die vergangenen Monate hatten wir kaum Ruhe gefunden. Keine Nacht war vergangen, in der nicht die Sirenen aufheulten, die den nächsten Luftangriff englischer Bomber ankündigten. Halb im Schlaf hatten wir uns dann im Dunkeln schnell angezogen und waren mit einem kleinen Koffer, der die nötigsten Kleidungsstücke, Papiere und etwas Geld enthielt, die drei Treppen des Mietshauses in Niederschönhausen hinabgehastet, um im Luftschutzkeller Schutz zu suchen. Dort saßen schon die meisten Hausbewohner auf Holzstühlen. Eine schwache Glühbirne, die von der Decke herabhing, erleuchtete den kahlen Raum. In einer Ecke stand ein Kinderbett, durch einen Vorhang vom Kellerraum abgetrennt. Eigentlich sollte ich dort meinen unterbrochenen Schlaf fortsetzen; aber im Keller bei den anderen Hausbewohnern war es viel interessanter! Mancher hatte sich gegen die Kälte einen Paken Zeitungen unter die Füße gelegt. Während in der Nähe die ersten Bomben einschlugen und die Mauern erzittern ließen (die Leute beruhigten sich meist damit, daß der Lärm von „unsere Flak“ käme), griff ich mir einen Stapel Zeitungen und pries die „Neuesten Nachrichten“ wie ein Zeitungsjunge bei den verängstigte, ernst blickenden Mitbewohnern an, die dann wenigstens für ein paar Augenblicke die drohende Gefahr vergaßen.



Mit der Straßenbahn waren wir am Abend an zerstörten Häusern vorbei, aus denen teilweise noch Rauch aufstieg, zum Bahnhof gefahren, hatten in dem überfüllten Zug zwei Plätze gefunden und während der Fahrt hin und wieder ein wenig Schlaf gefunden. Nun schien die Sonne, und ich hing gebannt am Fenster unseres Abteils und betrachtete die vorbeifliegenden Telegraphenstange, zwischen denen die Drähte wie eine Girlande auf und ab liefen. Hin und wieder huschten Dörfer vorbei, die in der grünen Hügellandschaft wie Spielzeug aussahen. Die Kirchen mit den lustigen Zwiebeltürmen kannte ich nur aus Bilderbüchern und Tiere hatte ich im dem Zoo in Berlin gesehen, aber Kühe waren nicht dabei gewesen.

Dann tauchten ganz unvermittelt, schon recht nahe, die Bergketten der nördlichen Kalkalpen auf. Noch nie hatte ich Berge gesehen; die höchsten Erhebungen waren die Rodelhügel in Niederschönhausen gewesen! Ich konnte den Anblick, der mir bald ganz vertraut sein sollte, kaum fassen. „Wie hoch sind die Berge? Sind sie höher als die Telegraphenstangen?“, fragte ich immer wieder und konnte es gar nicht glauben, als meine Mutter bestätigte: „Sie sind viel, viel höher!“.

Ich hatte noch viel Zeit, die an uns vorbeiziehenden Berge mit ihren hellen grauen Felsen und schroffen Gipfeln zu bewundern. Unser Ziel war ein kleines Dorf in der Silvretta, am Ende eines engen Tals im äußersten Westen Tirols. Ich hatte die Reise gewissermaßen einem Augenfehler zu verdanken; ein Arzt hatte meiner Mutter geraten, mit mir zur „Therapie“ ins Hochgebirge zu fahren. Ich hatte noch lange Gelegenheit, vom Zugfenster aus die Berge zu bewundern. Durch das lange Inntal von Kufstein über Jenbach, Schwaz und Innsbruck fuhren wir entlang der großen Kette der nördlichen Kalkalpen. Unsere Bahnfahrt endete in der kleinen Stadt Landeck. Von dort sollten wir mit einem „Kraftomnibus“ unseren Ferienort erreichen. Auf dem Bahnhofsvorplatz standen einige gelb-schwarze Omnibusse mit dem schwarzen Adler der österreichischen Post. Der Staat Österreich freilich existierte schon einige Jahre nicht mehr, er war als „Ostmark“ nun ein Teil des „Deutschen Reiches“ geworden. Der „Anschluß“, der im Osten des Landes weitgehend auf begeisterte Zustimmung gestoßen war, fand hier in Tirol, wie wir bald feststellen konnten, weit weniger Beifall.

Auf der Suche nach dem richtigen Bus studierte meine Mutter die Namen der Orte auf den weißen Schildern über der Windschutzscheibe. Eigenartig und ungewohnt klangen uns die Namen der Ziele in den Ohren: *Prutz, Pfunds, Nauders, Flirsch, Pettneu*. Am kleinsten Bus, unter dessen großer „Schnauze“ ein kräftiger, lauter Dieselmotor rattete, stand schließlich der gesuchte Name „unseres“

Dorfes: *See – Kappl – Ischgl – Galtür*. Eigentlich war die Zielangabe überflüssig: man brauchte nur auf den kehligen, harten Dialekt zu hören, der sich deutlich von anderen Tälern unterschied. Zu Beginn verstanden wir kein Wort, auch wenn sich der Mitfahrer um „Hochdeutsch“ bemühte. Die Galtürer hatten noch ihren eigenen Zungenschlag. Sie verließen ja auch selten ihren Ort. Schon das nächste Dorf war für sie „dusse“ – draußen, und mancher Dorfbewohner hatte noch nie Landeck, geschweige den die Landeshauptstadt gesehen.

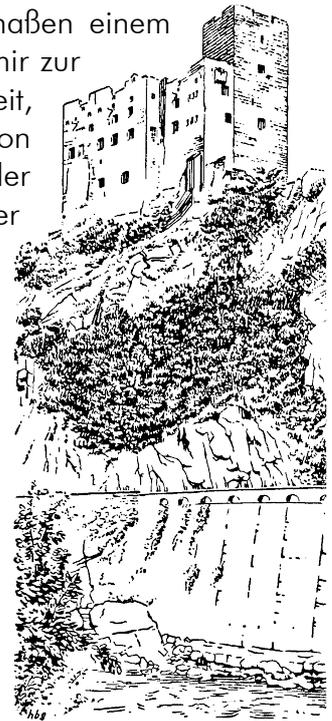
Wie oft sind wir im Laufe der Jahre mit diesem Bus durch das enge Paznauntal gefahren! Und wenn auch die Fahrt auf der holprigen Straße, die damals noch nicht asphaltiert war und eher einem Feldweg glich, den Magen jedesmal auf eine harte Probe stellte (die meiner selten bestand!), so wurde mir doch beim Anblick dieses urtümlichen Gefährts später immer warm ums



Herz und ich hatte das Gefühl, wieder zu Hause zu sein, wenn ich es sah.

Vor der geöffneten Wagentür stand ein kleiner drahtiger Mann mit grauem Arbeitskittel und Postmütze. Er kletterte über eine Eisenleiter am Heck des Wagens aufs Dach und verstaute unsere Koffer zwischen allen möglichen Kisten und Körben. Dann schwang er sich auf seinen Sitz, ergriff den riesigen Schaltknüppel und setzte den Wagen mit großem Lärm in Bewegung. Dieser muskulöse Mann fuhr schon seit Jahren die 40 km lange Strecke von Landeck nach Galtür täglich zwei- bis dreimal und kannte jeden Stein, jede Kurve, jede Brücke und jede Ausweichstelle wie seine Hosentasche. Die größte

Freude bereitete ihm immer, wenn er Fremde unter seinen Fahrgästen hatte – in diesen Kriegszeiten allerdings eine Seltenheit. Dann genoß er die angsterfüllten Schreie, wenn er die Kurven mit Schwung nahm und seine Mitfahrer beim Blick aus dem Fenster erbleichten, weil sie den Rand der Straße nicht mehr sehen konnten und den Absturz in den tief unten rauschenden Gebirgsbach fürchteten.



Schloß Landeck

Wer sich diesem Gefährt anvertraute, mußte Zeit mitbringen. Die etwa zweistündige Fahrt erforderte einige Geduld. Wie oft fuhren wir Kilometer um Kilometer hinter Kuh- oder Ziegenherden her, bis sich einmal eine Lücke in dem Bretterzaun zu beiden Seiten der Straße zeigte, in die der Bauer seine Herde mühsam hineinlotste; und kam ein Auto entgegen, mußte im Rückwärtsgang die nächste Ausweichstelle angefahren werden. An den Haltestellen gab es meist ein Schwätzchen und manchmal mußte sich der Busfahrer auch in einem Postgasthof mit einem Schnäpschen stärken.

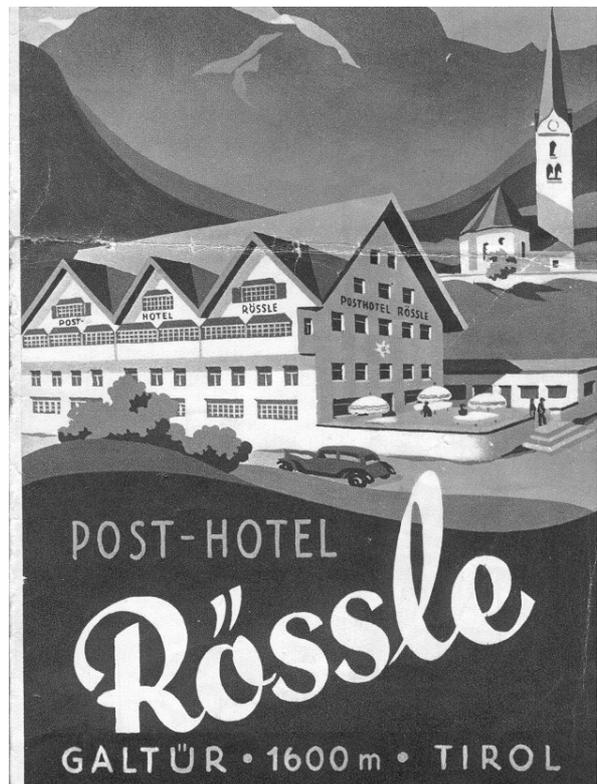
Erst recht im Winter Abenteuer. Schon in besorgter Sorge: Wie weit ist die Lawine niedergegangen? kommen? Wird dort ein Weg bereitstehen? Kriegs- und Verkehr oft für Tage zum Schneeräumen gab es mit Schaufeln ausrücken den meterdicken,



wurde diese Strecke zum Landeck fragte man Straße geräumt? Ist eine Werden wir bis Ischgl Schlitten für den Rest des Lawinen brachten in Nachkriegszeiten den Erliegen. Maschinen zum nicht; die Bauern mußten und in mühsamer Arbeit steinharten Schnee

wegräumen. Und da in diesen Zeiten mit Touristen kaum zu rechnen war – zum Kriegsende höchstens mit ungeliebten Flüchtlingen – ließ man sich mit dieser schweren Arbeit viel Zeit. In diesem abgelegenen Tal war die Zeit ohnehin fast stehengeblieben. Eile kannte man hier nicht, und ein beliebter Rat an ungeduldige Zeitgenossen war deshalb: „Zeit lassen!“ Diesen Ratschlag gab man auch gern demjenigen, der sich mit einer schweren Arbeit abmühte – und ging dann gelassen des Weges. Was hatte man auch zu versäumen? Sommer und Winter waren über Jahrhunderte durchs Land gezogen, ohne daß sich viel verändert hatte. Im Mittelalter konnte das Leben hier kaum anders gewesen sein.

Endlich wurde das Tal breiter und wir sahen von Ferne die Dorfkirche: der Bus hielt an Endhaltestelle auf dem Dorfplatz vor dem Gasthaus „Rössle“ und wir stiegen nach einer langen Reise müde und durchgerüttelt aus. Nach einer weiteren halben Stunde Fußmarsch mit unseren Koffern hatten wir endlich unsere über das Reisebüro gebuchte Unterkunft in einem kleinen Häuschen außerhalb des Dorfes erreicht. Zu unserem großen Erstaunen wurden wir nicht eingelassen; wir müßten, so entnahmen wir dem harten fremden Dialekt einer Bauersfrau, erst auf ihren Mann warten, der nicht zu Hause sei. Unsere Koffer könnten wir derweil im Hause lassen. Als wir nach einiger Zeit wiederkamen, empfing uns ein wütender Mann. Mit den Worten: „Macht's, daß ihr wieder nach Berlin kommt, ihr Hitlers! Hier habt ihr nichts verloren!“ warf er uns die Koffer vor die Füße und knallte die Tür zu. Der derbe Empfang ließ nichts Gutes erwarten – und doch war dies für mich der Beginn eines ganz besonderen Lebensabschnitts in einem rauen aber liebenswerten Ort, der mir zur eigentlichen Heimat wurde .



Wie wir später feststellten, war der „Anschluß“ Tirols ans „Reich“ hier keineswegs mit Jubel



aufgenommen worden. Es gab – neben den Zollbeamten, die die Grenze zur nahen Schweiz sicherten – nur wenige Nazis im Dorf und jeder Besuch aus dem fernen Deutschland wurde mißtrauisch beäugt. Berlin war hier, wie wir merkten, die Verkörperung für Hitler und Nazis, und zu denen wurden wir nun auch gerechnet. Es sollte einige Zeit dauern, bis sich das Mißtrauen der Dorfbewohner uns gegenüber legte und wir in der Gemeinschaft

akzeptiert wurden. Tirol hatte seinen Andreas Hofer noch nicht vergessen! Es war erstaunlich, wie zäh und entschlossen sich die Dorfbewohner gegen jegliche „Gleichschaltung“ wehrten. Ich kann mich nicht entsinnen, jemals die Hakenkreuzfahne an einem Haus gesehen zu haben, wie wir das von Berlin kannten, oder irgendwelche Aufmärsche von Dorfbewohnern mit Naziliedern gehört zu haben. Hier stand wirklich die Kirche noch mitten im Dorf. Man begrüßte sich mit „Grüß Gott!“ Jeden Sonntag fanden mehrere Gottesdienste statt und kirchliche Feste bildeten den Höhepunkt dörflichen Lebens bis zum Ende des „Dritten Reiches“.

Nach einiger Mühe erhielten wir ein kleines Zimmer bei Ida Walter mit einem kleinen Töchterchen, der Rosa. Der kürzeste Weg zum Haus von *Ida Walter* im Ortsteil Winkl führte vom Dorf aus durch den Vorraum der Kirche und den Friedhof über einen kleinen Wall, auf dem einige Häuser – u. a. das der Lehrerin der Dorfschule – standen. Vom Friedhof mit seinen schmiedeeisernen Grabkreuzen



Abbildung 1: Kirche mit altem Schulhaus



und den bunten Gebirgsblumen hatte man einen wunderschönen Blick auf die beiden Hausberge Galtürs, den Gorfen und die Ballunspitze.

Doch den Weg durch den Vorraum der Kirche machte ich stets mit etwas bangem Herzen; denn dort lagen, fein säuberlich aufgestapelt und mit Namen und Funddatum versehen, eine Reihe von Totenschädeln, die man beim Ausheben neuer Gräber gefunden hatte. Eigentlich wollten wir ja nur für einige Wochen in dem kleinen Gebirgsort

bleiben. Doch als unsere Wohnung in Berlin durch einen Bombenangriff unbewohnbar geworden war, stellte sich bald heraus, daß wir Galtür wohl nicht so bald wieder würden verlassen können.

Die kleine Kammer, in der wir nun fast ein Jahr lang hausen mußten, war schon im Sommer etwas spartanisch. Doch als der erste Winter nahte, wurde sie recht ungemütlich. Zum ersten Mal erlebten wir, was im Hochgebirge Winter heißt. Schon Anfang November gab es meist so viel Schnee, daß die Straße im Paznauntal für den Autoverkehr gesperrt wurde, und wir oft für Wochen von der Außenwelt abgeschnitten waren. Es gab ja damals noch keine Motorschneepflüge, und die Straßen konnten (vor allem, wenn sie durch Lawinen



Abbildung 2: Hotel Fluchthorn

verschüttet waren) nur im Großeinsatz durch die Dorfbewohner freigeräumt werden. Vor allem der Straßenabschnitt von Galtür nach Ischgl war im Winter meist nur mit Pferdeschlitten befahrbar. In



Abbildung 3: Hotel Alpenrose

unserem Zimmer wurde es nun empfindlich kalt. Eine Heizung gab es nämlich nicht, nur über einen Schacht aus dem darunterliegenden Wohnzimmer zog etwas warme Luft herauf, so daß wir uns meist bei unserer Wirtin in der Küche aufhalten mußten. Mir machte das viel Spaß, konnte ich doch mit der kleinen Rosa spielen und den Gesprächen der Einheimischen in ihrem rauhen Dialekt lauschen. Sehr schnell hatte ich diese „Fremdsprache“ gelernt und konnte mich mit den Kindern des Dorfes unterhalten. Für meine Mutter muß diese erste Zeit in der fremden Umgebung, ohne Freunde und Verwandte, ohne die gewohnten eigenen vier Wände, nur mit den wenigen Sachen, die wir für einen Urlaub mitnehmen konnten, sehr schwer gewesen sein. Mein Vater war gleich zu Beginn des Krieges eingezogen worden und kam nur selten mal auf Urlaub in diese abgelegene Gegend, und der Kontakt mit den – zunächst noch mißtrauischen – Dorfbewohnern war, schon wegen des schwierigen Dialekts, nicht gerade sehr groß.

Galtür war schon seit Ende des 19. Jahrhunderts ein beliebter Urlaubsort für Wanderer und Bergsteiger. Deshalb gab es dort eine Reihe von Hotels und Pensionen, Bergführern und Skilehrern. Doch durch den Krieg war der Fremdenverkehr völlig zum Erliegen gekommen. Viele Männer waren eingezogen und die meisten Hotels hatten geschlossen; das größte Haus am Ort, das *Fluchthorn*, beherbergte jetzt ein „ausgelagertes“ Gymnasium aus Essen. Nur das *Rössle* und die *Alpenrose* hatten noch für die wenigen Gäste geöffnet, zu denen auch wir nun gehörten; täglich wanderten wir zum Mittagessen in die *Alpenrose*. Die wenigen Dinge, die wir zum Leben brauchten, gab es in zwei Geschäften: an der *Alpenrose* und beim *Haselwanter*, gegenüber dem

unserem Zimmer wurde es nun empfindlich kalt. Eine Heizung gab es nämlich nicht, nur über einen Schacht aus dem darunterliegenden Wohnzimmer zog etwas warme Luft herauf, so daß wir uns meist bei unserer Wirtin in der Küche aufhalten mußten. Mir machte das viel Spaß, konnte ich doch mit der kleinen Rosa spielen und den Gesprächen der Einheimischen in ihrem

Fluchthorn.

Zu allem Unglück wurde meine Mutter in diesem Winter schwer krank. Einen Arzt aber gab es im Dorf nicht; den (Dr. Köck) mußte man aus dem etwa 15 km entfernten Kappl kommen lassen, was sich in dieser Jahreszeit schwierig gestaltete. Und außerdem war es mit seinen medizinischen Kenntnissen auch nicht zum besten bestellt. Meine Mutter lag mit hohem Fieber im Bett und konnte kaum noch sprechen oder schlucken. Der Arzt meinte, es handele sich um eine simple Erkältung! Glücklicherweise war mein Vater gerade auf Urlaub und veranlaßte die Einweisung ins „St. Vinzenz - Krankenhaus der Barmherzigen Schwestern“ in Zams bei Landeck, wo sich die Erkältung als schwere Diphtherie verbunden mit Scharlach herausstellte. Für mehrere Wochen mußte sie nun im Krankenhaus bleiben. Wegen der Ansteckungsgefahr durfte ich sie nicht besuchen und konnte sie nur von außen am Fenster sehen. Das war für uns beide eine schwere Zeit. Ein Trost für meine Mutter war, daß sie von einer herzensguten Ordensschwester liebevoll gepflegt wurde; von ihr bekam ich auch hin und wieder ein Stück Kuchen als Trost für die schmerzliche Trennung.



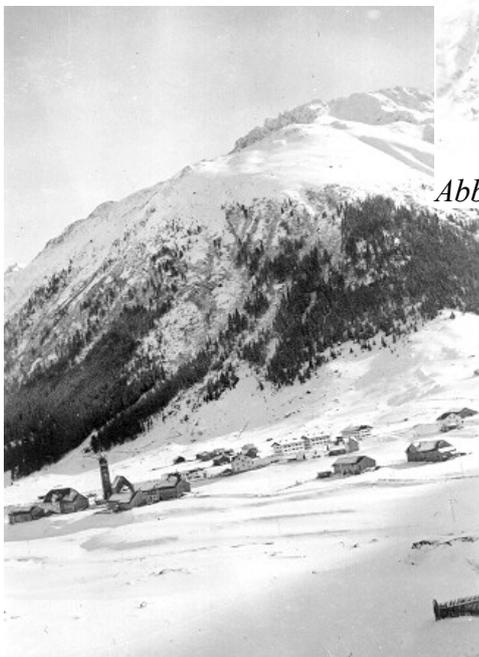
Abbildung 4: Krankenhaus Zams

Auf der Egge

Im Frühjahr 1944 konnten wir dann endlich eine kleine Wohnung beziehen. Das Haus lag hoch oben



Abbildung 5: Die Egge



am Rande des Dorfes, am Südhang des Sonnenkogels. Auf der Egge standen zwei Häuser: das untere gehörte Evarist Kathrein, dem Mesner der Dorfkirche. Er wohnte dort mit seiner Frau und drei kleinen Jungen, die etwa in meinem Alter waren; im Haus darüber (Nr. 81), das mit weißgekalkten Brettern verkleidet war, bekamen wir im Erdgeschoß eine kleine Wohnung. Sie war für heutige Verhältnisse sehr einfach: ein Wohn- und ein kleines Schlafzimmer und eine dunkle Küche, von der aus der große weiße von einer Bank umgebene Ofen geheizt wurde. Ein Bad gab es nicht; das Wasser mußten wir von einem Brunnen vor der Tür holen, der im Winter in Schnee und Eis

fast versank. Der „Abort“ lag eine Treppe höher in einem kleinen hölzernen Anbau. Im Winter, wenn der Schnee durch alle Ritzen wehte, mußte man sich den hölzernen „Thron“ erst freilegen – da überlegte man es sich dreimal, ob man wirklich das eisgekühlte „Häusl“ aufsuchen mußte.

Und doch waren wir froh, endlich in den eigenen vier Wänden zu Hause zu sein. Das ringsum mit Holz getäfelte Wohnzimmer hatte an zwei Seiten vier kleine Fenster, durch die wir einen herrlichen Blick ins Tal und auf die Häuser und die Kirche von Galtür hatten. Die Einrichtung allerdings war

recht spärlich. Unsere Möbel konnten wir nicht aus Berlin kommen lassen – das wäre in dieser Zeit als Zweifel am „Endsieg“ strafbar gewesen. Nur zwei Sessel und ein kleines Teetischchen mit einer Stehlampe bildeten die Einrichtung des Zimmers, dazu in einer Ecke mit dem traditionellen Herrgottswinkel (die kitschig-bunten Bilder von Maria mit dem flammenden Herzen und Joseph rahmten Jesus am Kreuz ein) ein rechteckiger Holztisch und zwei Holzbänke. In der anderen Ecke stand der riesige Ofen mit einem Rohr zum Wärmen von Speisen. Nicht zu vergessen eine in diesem Ort sehr seltene Kostbarkeit: ein kleiner Volksempfänger mit schwarzem Bakelitgehäuse. Ich erinnere mich noch sehr gut an die Stimme des Nachrichtensprechers der „Schweizerischen Rundspruchgesellschaft Beromünster“, die meine Mutter meist einstellte. Fernab von lästigen

Nr. der Genehmigung ZU 01.699
 Kartei-Nr. *Sallin 33* Deutsches Reich
 (Bitte Nr. bei allen Eingaben und Abteilungen angeben)
 Sorgfältig aufbewahren

Rundfunkgenehmigung

Person *Lia Eickman* (Vor- und Nachname)
 Name *Sallin 33* (Abteilung)
 (Besitzung)

wird hiermit die Genehmigung zum Aufstellen und Betreiben eines Rundfunkempfängers nach den „Bestimmungen über den Rundfunk“ vom 27. November 1931 (Amtsblatt des Reichspostministeriums S. 509/1931 und S. 141/1940) erteilt.

Postamt **Hütefalte beachten!**

© Staatsdruckerei Wien. (St.) 2905 10 Δ C 278 a Dia A 6

Lauschern konnte sie hier vom „Feindsender“ Näheres über die katastrophale politische Lage im „Reich“ erfahren; dazu gab es die „Wetterprognose für das Engadin und die Alpennordseite“, auf die man sich meist verlassen konnte. Gelegentlich kam auch der alte (so erschien mir der Mitfünfziger damals) Bergbauer Wilhelm Kathrein dazu, der über uns wohnte. Er wartete sehnsüchtig auf das Ende des Krieges, um nicht etwa noch als Soldat eingezogen zu werden („sagt mir Bescheid, wenn der Krieg zuende ist, und wenn es mitten in der Nacht ist“, bat er uns). Doch bis dahin sollte es

etwa noch ein Jahr dauern.

Die folgenden zwei Jahre auf der Egge sind in meiner Erinnerung die glücklichsten meiner Kindheit. Zwar war es – vor allem für meine Mutter – eine schwere Zeit: Der Krieg neigte sich dem Ende zu; die Versorgung mit Lebensmitteln und den zum Leben notwendigen Dingen wurde immer knapper; in Galtür wachsen wegen der Höhe ja weder Getreide noch Kartoffeln, Obst oder Gemüse. So hatten die Bauern nur ihr Vieh, Kühe, Ziegen und ein paar Schweine und Hühner. Wir aber waren auf unsere Lebensmittelkarten angewiesen, deren Zuteilung immer mehr gekürzt wurde. Manchmal wußte meine Mutter nicht, mehr, was wir essen sollten. Doch dann kam überraschend ein freundlicher Nachbar und brachte eine Kanne Milch, ein Stück Butter oder gar geräuchertes Rindfleisch. Wir dachten oft an den Spruch:

„Wenn du glaubst, es geht nicht mehr,
 kommt von Irgendwo ein Lichtlein her.“

Doch all diese Nöte waren mir kaum bewußt. Ich genoß es, nach der Unruhe der Bombennächte in Berlin nun einfach vor die Tür laufen zu können, mit meinen Freunden aus der Nachbarschaft, dem Franzl und dem Loisl, spielen zu können oder mit ihnen zusammen die Kühe in den Bergen zu hüten. Alles um uns herum war wie ein riesiger Abenteuerspielplatz: wir stauten kleine Bäche, bauten uns aus Feldsteinen eine Hütte, pflückten Blaubeeren und molken uns Milch aus den Eutern der Kühe. Die Wiesen standen voller herrlich duftender Alpenblumen und glichen einem großen Blumenstrauß.

In der Nähe unseres Hauses gab es einen Hang, der wie ein Alpenblumenbeet aussah. Dort saßen wir, meine Mutter und ich mit meinem Teddybär, oft in einer kleinen „Kuhle“ und genossen die wärmenden Strahlen der Sonne. Vor uns im Süden ragte die behäbige Gorfenspitze auf und im



Abbildung 6: Einschulung Herbst 1944

Westen schloß die elegant geschwungene Ballunspitze das Tal ab. Das waren Augenblicke des Glücks, in denen die Zeit stillzustehen schien.

Die Zeit des Blühens und Wachsens dauerte nicht lange. Erst im Mai brachen die Krokusse machtvoll durch die Schneedecke und ein weißes Blütenmeer löste das Weiß des Winters ab. Kurz und intensiv waren Sommer und Herbst. Schon Ende Oktober fiel meist wieder der erste Schnee. Deshalb mußten auch die Kinder in der Landwirtschaft mitarbeiten und hatten von Mitte Juni bis Mitte September Schulferien.



Abbildung 7: Wolfgang mit Franz u. Luis Kathrein

Am Ende des Sommers 1944 begann auch für mich die Schule. Meine Mutter hatte mir eine große Schultüte gebastelt und mit Süßigkeiten und Spielsachen gefüllt (das waren damals große Schätze!). In Galtür hatte so etwas bis dahin noch niemand gesehen!

Die einklassige Grundschule lag in der Mitte des Ortes, unmittelbar neben der Dorfkirche. Der Klassenraum der Volksschule sah noch so aus, wie man ihn gelegentlich in Heimatmuseen bestaunen kann: wir saßen zu zweit in Holzbänken mit Klappsitzen, auf den Pulten standen in kleinen Vertiefungen Tintenfässer. An der Seite stand ein Harmonium, das die Lehrerin gelegentlich spielte, wie die Orgel der Dorfkirche. „Das Fräulein“, wie die Lehrerin allgemein genannt wurde, war die unbestrittene Autorität und wir schätzten sie alle sehr. Sie saß hinter einem Pult auf

Podium und hatte alle fest im Griff. Mit einer wilden Horde von etwa 50 Mädchen und Jungen hatte sie es gewiß nicht leicht. Aber mit liebevoller Strenge bändigte sie auch den widerspenstigsten Bauernjungen. Wer gar nicht parieren wollte, mußte aus der Bank treten und bekam mit einem dünnen Rohrstock einen Schlag auf die ausgestreckten Finger. Auch mit Belohnungen spornte sie uns an: Wer dreimal hintereinander in einer schriftlichen Arbeit einen „Einser“ geschrieben hatte, durfte sich ein Heiligenbild aus einem kleinen Kästchen aussuchen – darauf war man ganz besonders stolz.

Ich war in der Schar der Dorfjugend zunächst in jeder Hinsicht ein schwarzes Schaf: ein Junge aus dem fernen Berlin, der Hochdeutsch sprach und für hiesige Verhältnisse ungewöhnlich gekleidet war, und – was wohl fast noch schlimmer war – ein Protestant unter lauter Katholiken, also ein Ungläubiger! Manch ein Mitschüler war von seinen Eltern schon vor diesem seltsamen Exemplar gehörig gewarnt worden. So glich mein Schulgang in den ersten Tagen eher einem Spießrutenlaufen. Einige ignorierten mich völlig, andre dagegen suchten jede mögliche Gelegenheit, mich anzurempeln, zu beschimpfen oder zu verprügeln. Die Lehrerin gab sich große Mühe, Verständnis für diesen seltsamen Kauz zu wecken, und bald gelang es auch mir, Vertrauen bei meinen Mitschülern zu gewinnen. Ich konnte mit ihnen in ihrem Dialekt reden, und sie merkten, daß ich auch nicht anders war als sie und daß wir keine Nazis waren, was die meisten selbstverständlich vorausgesetzt hatten. Da ich auch am Religionsunterricht teilnahm, den der Ortspfarrer erteilte (wenn er gerade mal zwischen einer Beerdigung oder Taufe Zeit fand), wurde



R. Leinweber pinx.

Der barmherzige Samariter

H. K. & Co. M.

ich schließlich als normaler Mensch in die Gemeinschaft aufgenommen! Zu unserer „Ausrüstung“ gehörte selbstverständlich noch eine Schiefertafel, an der ein kleiner Lappen und ein Schwamm befestigt war, der zum Ranzen heraushing. Die meisten Kinder hatten keine Schultasche, sondern eine flache Holzkiste, die man an Lederriemen auf dem Rücken trug. Schon von weitem hörte man das Klappern der Griffel und Hefte. Den Kasten verschloß ein Holzdeckel, der sich leicht öffnen ließ. Das verlockte natürlich im Winter dazu, mal schnell einen Schneeball hineinzuworfen, der die mühsam verfaßten Hausaufgaben auf der Schiefertafel auslöschte.

Für viele Kinder war die Schule eine schwerere Arbeit als Stallausmisten oder Kühe füttern. Manch einer kannte nicht einmal seinen Vor- oder Familiennamen, sein Geburtsdatum oder die Namen seiner Eltern. „Schriftsprache“ mußte wie eine Fremdsprache gelernt werden, und das Stillsitzen fiel uns allen schwer. Für die Lehrerin war das gewiß ein hartes Brot. Wenn nach den langen Sommerferien ein neues Schuljahr begann, hatten viele Kinder das, was sie gelernt hatten, wieder vergessen. Zum Ausgleich für die langen Ferien mußten wir die Schulbänke vor- und nachmittags drücken (von 8 – 12 und von 15 – 17 Uhr). Das war vor allem im Winter nicht ganz leicht, wenn der Ort im Schnee versank und diejenigen, die – wie ich – außerhalb wohnten, nur mit Ski das Schulhaus erreichten. Im Vorraum zum Klassenzimmer standen dann kreuz und quer Ski an Ski an den Wänden.

Dafür hatte ich im Frühjahr, wenn der Schnee langsam schmolz und die Lawinen mit Getöse ins Tal stürzten, den großen Vorzug, zu Hause bleiben zu dürfen; denn hin und wieder verschüttete eine Lawine vor unserem Haus den Weg. Dann warnte unser Mitbewohner Wilhelm meine Mutter: „Schicke’s den Bua nit in d’Schual, es kennte Lane keme!“ Die Dorfbewohner kannten genau die Wetterverhältnisse; ihre „Wetterprognosen“ waren zuverlässiger als die der Meteorologen im Rundfunk. Mancher Tourist konnte nicht begreifen, warum er bei scheinbar herrlichem Wetter vor einer Bergwanderung gewarnt wurde, und wurde dann bald – manchmal zu spät – eines Besseren belehrt.

Der Winter war für uns Kinder eine herrliche Zeit. Wenn wir nicht in der Schule saßen, standen wir auf unseren Ski und tummelten uns im Schnee. Ich war glücklich und stolz, als meine Mutter von einem Bauern ein paar Holzski für mich erstanden hatte. Da gab es noch keine Stahlkanten und keine Sicherheitsbindung; die Bretter wurden mit Lederriemen an den Schuhen festgeschnallt, und wenn man stürzte, gab es gelegentlich auch mal einen verstauchten Fuß. Ende Oktober hatte der Winter das Tal schon fest im Griff. Hin und wieder gab es eine „Gugse“, einen heftigen Schneesturm, der oft mehrere Tage dauerte und den Ort im Schnee versinken ließ. Wir wurden in unserem abgelegenen Haus von den Schneemassen fest eingeschlossen. In unserem kleinen Wohnzimmer war es warm und gemütlich, aber nach ein paar Tagen „Belagerung“ hielt ich’s nicht mehr aus und wollte hinaus. Doch wenn wir unsere Haustür öffneten, standen wir vor einer weißen Wand. Ich kletterte zum Fenster hinaus und schaufelte eine Gasse vom Haus zum Brunnen, damit wir uns wenigstens mit frischem Wasser versorgen konnten. Mit den Ski fuhr ich zum Einkaufen ins Dorf und kämpfte mich danach durch den Schneesturm wieder auf unseren Berg. Nach der Rückkehr von einer dieser Expeditionen, kam mir eines Tages in den Sinn: ich wollte zur Abwechslung unbedingt etwas Neues anfangen: Stricken und Sticken lernen. Und unter fachkundiger Anleitung meiner Mutter gelang mir auch das eine oder andere Kunstwerk, z.B. eine mit Blumen bestickte Decke; aber leider blieb es bei diesen ersten Schritten.



Abbildung 8: Schifahren auf der Egge



Abbildung 9: Wilhelm Kathrein

Gern ging ich mit unserem Mitbewohner Wilhelm in den Stall zu den Kühen und Ziegen, deren scharfer Geruch einem fast den Atem nahm, und half beim Füttern. Wilhelm sprach mit seiner tiefen Stimme mit den Tieren, als ob sie ihn verstünden; sie waren sein Lebensinhalt und seine Lebensgrundlage. Und ich war begeistert, wenn sich die Ziegen an mich drängten, wenn ich ihnen Salz brachte. Auf der „Pritzenalm“ im Vermunttal hatte ich im Sommer gelernt, die Ziegen zu melken, deren Milch mir besonders gut schmeckte. Seitdem mochte ich diese frechen Tiere besonders gern, vor allem natürlich die kleinen „Goaßen“.

Nach dem Melken stapfte Wilhelm mit der großen Milchkanne vom Stall hinauf zum Haus. In einer Ecke seines Wohnzimmers mit dem großen weißen Ofen stand eine Zentrifuge. Hingebungsvoll drehte er sie jeden Abend, den Blick fest auf ein Plakat an der Wand gerichtet, auf dem die Gefallenen des ersten Weltkrieges abgebildet waren.

Das „Biabl“ – so nannte er mich liebevoll – mußte dann zur Stärkung eine Tasse Sahne trinken, die er frisch aus der Zentrifuge abfüllte.

Nach der Arbeit legte er sich auf die Ofenbank und schmauchte seine Pfeife mit dem silbernen Deckel. Wenn er besonders gut gelaunt war, trug er gern Uhlands *Schwäbische Kunde* vor:

Als Kaiser Rothbart lobesam
Zum heil'gen Land gezogen kam,
da muß' er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhob sich große Not:
Viel Steine gab's und wenig Brot...

Bei diesen Worten dachte er gewiß an seine schwere Arbeit auf den steinigen Wiesen.

Das einzige, was ihn an mir störte, war meine „unmoralische“ Kleidung: immer wieder versuchte er, meine in seinen Augen viel zu kurze Hose in die Länge zu ziehen; die kurzen Hosen der Galtürer Jungen mußten nämlich bis weit unter die Knie reichen!

In meiner Erinnerung erscheint mir diese Zeit wie ein langer herrlicher, unbeschwerter Urlaub. Die schlimmen Bombennächte in Berlin mit Alarm und Luftschutzkeller verblaßten immer mehr. Gelegentlich flogen in großer Höhe Flugzeuge über uns hinweg, auch gab es wegen der Nähe zur Schweizer Grenze einige Soldaten im Dorf. Das Jamtal war damals von der Scheibenalm abgesperrt. Doch von den Schrecken des Krieges erfuhren wir nur wenig. Einmal kam ein Gendarm zu uns auf die Egge, weil wir unsere Fenster nicht vorschriftgemäß verdunkelt hatten, und kassierte ein Bußgeld.

Die Mühseligkeiten und Nöte des täglichen Lebens hielt meine Mutter liebevoll weitgehend von mir fern. Weil mein Vater in Rußland war und uns nur zweimal im Urlaub besuchen konnte, mußte sie sich um alles kümmern.

Ich bekam regelmäßig mein Frühstücksbrot mit in die Schule, das sie sich vom Munde absparte (Brot war inzwischen sehr knapp geworden!) und zum Geburtstag und zu Weihnachten lagen Spielsachen auf dem Gabentisch, die meine Freunde aus dem Dorf mit großen Augen betrachteten.

Damit wir in den langen kalten Wintern unsere Stube heizen konnten, brauchten wir eine Menge Heizmaterial. Einmal Vermittlung meines Vaters, auf Urlaub gekommen war, bekommen, die Soldaten die wir dann selbst trugen. Doch als die war guter Rat teuer. Zwar zugewiesen; doch es stellte noch im Wald standen und und verarbeitet werden Mutter nichts anderes Bauern in den Wald zu Abtransport der Stämme helfen. Das war bei der Schnee eine kaum bei der sie sich schließlich hätte: Sie hob sich einen in einer Innsbrucker Klinik Zeit ertrugen nicht nur die sondern auch die Frauen in vorstellbare Strapazen, um

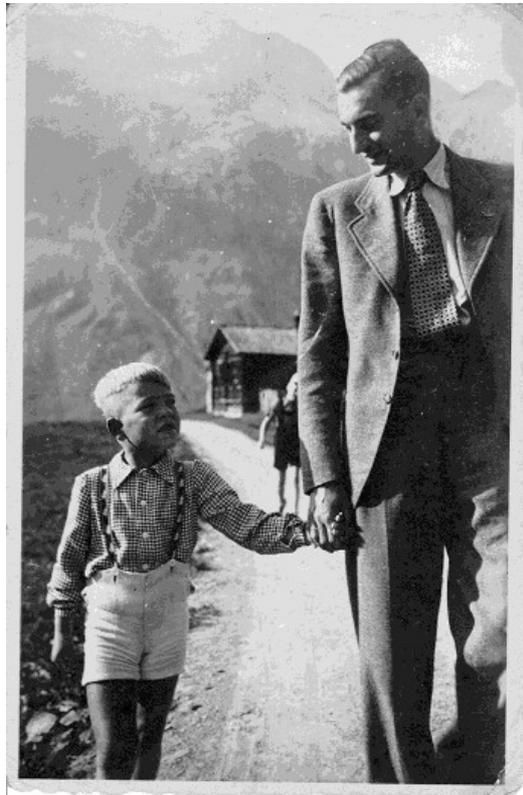


Abbildung 10: Mit meinem Vater im Jamtal

Die Versorgungslage wurde immer schwieriger. Die bescheiden selbst und Butter, Käse und Fleisch. Doch wuchsen in dieser Höhe (1600 m) weder Obst noch Gemüse, weder Getreide noch Kartoffeln. So machte sich meine Mutter mit einer Bäuerin im nächsten Sommer auf den Weg nach Kappl, einem tiefer gelegenen Dorf im Paznaun, wo schon Kartoffeln angebaut werden konnten. Sie zogen dort von Haus zu Haus und bettelten um ein paar Kartoffeln. Stolz kehrten sie mit einem großen Sack wieder zurück: Von da an bestand unser Mittagessen aus Kartoffelgerichten in allen Variationen. Gelegentlich gab's im Frühjahr frische Brennessel als Spinat dazu. Bei Milch und Butter waren wir auf gelegentliche freundliche Gaben von Freunden angewiesen. Einmal schenkte uns ein Bauer ein lebendiges Huhn. Als meine Mutter ihn hilflos ansah, weil sie nicht wußte, wie sie es schlachten sollte, schlug er dem Gockel in unserem Vorraum kurzerhand den Kopf ab. Das Tier entwischte ihm, flog kopflos herum und bespritzte alles mit Blut.

Eine Zeitlang hatten wir für mich eine „Sonderration“ an Milch auf Lebensmittelkarte bekommen. Alle zwei Tage machten wir dann eine lange Wanderung zum Zeinisjoch – zwei Stunden hin, zwei zurück – und holten uns eine Kanne Milch von der freundlichen Familie Lorenz ab. Im Sommer gab es dazu Blaubeeren, die wir uns unterwegs pflückten.

hatten wir noch durch die der gerade für kurze Zeit eine Fuhre Briketts unten im Tal abluden und mühsam auf unseren Berg Kohlen zur Neige gingen, bekamen wir Holz sich heraus, daß die Bäume erst geschlagen, zersägt mußten! So blieb meiner übrig, als im Winter mit den ziehen und beim Fällen und mit Pferdeschlitten zu Kälte und dem tiefen vorstellbare Schwerstarbeit, fast ihre Gesundheit ruiniert schweren Bruch und mußte operiert werden. In dieser Soldaten an der Front, der Heimat kaum zu überleben.

– wie überall im „Reich“ – Bauern konnten sich zwar versorgen; sie hatten Milch

Weihnachten

Besonders gern denke ich an die Advents- und Weihnachtszeit zurück. Meine Mutter wand aus Fichtenzweigen einen Adventkranz, den sie an roten Bändern über dem Eßtisch aufhängte. Dieser Kranz wurde bald zu einer Attraktion im Dorf. In Österreich, noch dazu in diesem abgelegenen Dorf, war dieses vorweihnachtliche Attribut völlig unbekannt. Immer wieder kamen Bekannte und Schulfreunde, die den Kranz bestaunten, besonders gern mein Freund Otmar Türtscher. Er sah staunend in das Kerzenlicht und ließ sich die leckeren Kekse schmecken!



Abbildung 11: Pfarrkirche Galtür

Als das erste Weihnachtsfest in der neuen Umgebung näherrückte, wollte meine Mutter in gewohnter Weise einen Weihnachtsbaum besorgen. Zu ihrem großen Erstaunen erfuhr sie, daß die Dorfbewohner auch diesen Brauch nicht kannten. Der Förster, den sie um Hilfe bat, war durchaus nicht geneigt, in den Wald zu gehen und meinte schließlich, wir könnten uns ja den Baum selbst schlagen. So machten wir uns in tiefem Schnee auf den Weg und kehrten nach langem Suchen natürlich mit dem allerschönsten Baum erst am späten Nachmittag nach Hause zurück. Die Bauern werden uns wohl mit einiger Verwunderung nachgeschaut haben, als wir mit unserer Fichte auf dem Schlitten durchs Dorf stapften.

Der Duft der frischen Fichte erfüllte das Zimmer, als wir den Baum mit bunten Kugeln und Lametta schmückten. Gespannt wartete ich auf den heiligen Abend. Alles war in dieser schweren Kriegszeit knapp geworden; es gab kaum noch Mehl und Zucker, um Weihnachts-Plätzchen zu backen. In den Wochen zuvor war ich deshalb bei einigen Bauern herumgezogen, die kleine Kinder hatten, um Kleidung, die mir zu klein geworden war, gegen Zucker, Mehl und Butter einzutauschen.

Ob das Christkind in diesen schweren Zeiten überhaupt noch Geschenke bringen konnte? Und ob wohl mein Vater, der als Soldat im fernen Rußland war, vielleicht noch auf Urlaub kommen würde? Den Weihnachtsabend mußten wir dann doch allein verbringen; deshalb freuten wir uns besonders, daß gute Bekannte aus dem Dorf zu Besuch kamen: Rosalie Kathrein und ihre Tochter Maria, die mit mir in die Schule ging, kamen aus der „Guggermühl“ zu uns auf die Egge. Mit großen Augen bestaunten die beiden den Lichterbaum; so etwas hatten sie noch nie gesehen! Gemeinsam sangen wir Weihnachtslieder und ich trug mein Lieblingsgedicht vor:

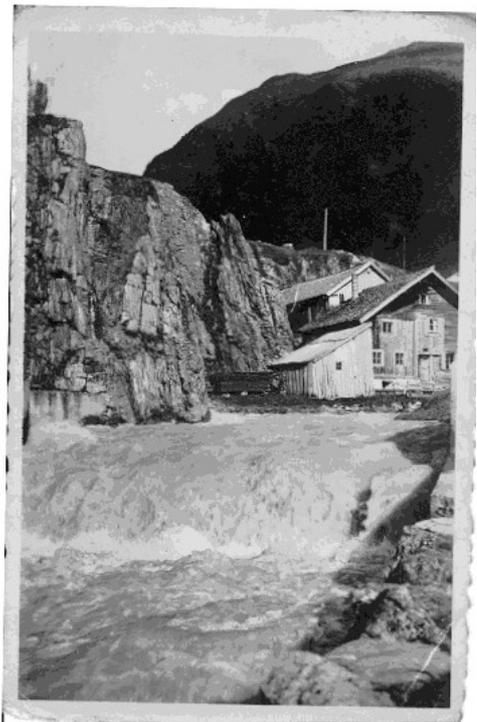


Abbildung 12: "In der Mühl", Jamtal

Denkt euch ich habe das Christkind gesehn!
 Es kam aus dem Walde,
 Das Mützchen voll Schnee,
 Mit rotgefrorenem Näschen,
 Die kleinen Hände taten ihm weh;
 Denn es trug einen Sack,
 Der war gar schwer ,
 Schleppte und polterte hinter ihm her –
 Was drin war , möchtet ihr wissen?
 Ihr Naseweise, ihr Schelmenpack
 Meint ihr, er wäre offen, der Sack?
 Zugebunden bis oben hin!
 Doch war gewiß etwas Schönes drin:
 Es roch so nach Äpfeln und Nüssen!

Mit ernster Stimme sprach ich immer vom „rotgefrorenem Mäschen“, worüber alle schmunzelten.

Und da hatte das Christkind auch wirklich Geschenke gebracht! Begeistert nahm ich die Spielsachen in Augenschein, die meine Mutter – wie war ihr das wohl gelungen? – noch hervorgezaubert hatte.

Der Höhepunkt des Abends war der Besuch der Christmette um Mitternacht. Tief verschneit lag das kleine Dorf im Tal. Alles war still, nur die fernen Kirchenglocken riefen zum Gottesdienst. Bei klarem Sternenhimmel machten wir uns auf den Weg durch die eiskalte Nacht, bei jedem Schritt knirschte der Schnee unter den Füßen. Von weit abgelegenen Höfen und aus allen Häusern des Dorfes bewegten sich kleine Lichtpunkte der Kirche in der Mitte des Ortes zu. Jede Gruppe beleuchtete mit einer Laterne den Weg. Schon von weitem schallten uns durch die geöffneten Kirchtüren Weihnachtslieder entgegen, begleitet vom strahlenden Klang der Orgel. „Fröhliche Weihnacht!“ riefen sich die von allen Seiten hereinströmenden Besucher zu. Und als wir aus der dunklen Nacht in die von vielen Kerzen erleuchtete prächtige Barockkirche eintraten, da meinte ich, das kleine Jesuskind in der Krippe neben dem Altar fröhlich lachen zu sehen.

Eine abenteuerliche Reise



Abbildung 13: Egge Nr.81

Mein Vater hatte über Weihnachten nur wenige Tage Urlaub erhalten, für die sich jedoch die lange Reise bis ins ferne Tirol nicht lohnte. Deshalb wollten wir zu einem Familientreffen nach Schernow bei Küstrin reisen, wo meine Tante im Pfarrhaus wohnte; mein Onkel, der Bruder meiner Mutter, war gleich zu Beginn des Rußlandfeldzuges gefallen. Mein Großvater wollte von Posen ebenfalls dorthin kommen.

So machten wir uns also auf den Weg. Durch tiefen Schnee marschierten wir mit zwei Koffern – der eine enthielt unsere Festtagskleidung, der andere eine geräucherte Ziege, die wir geschenkt bekommen hatten – zum Omnibus nach Landeck. Dort verpaßten wir unseren Zug; das Reisebüro hatte zwar unsere Fahrkarten ausgestellt, aber die Genehmigung, die man damals für eine Reise benötigte, vergessen. So konnten wir erst gegen Abend weiterfahren. Die Bahnfahrt endete jedoch bereits in Innsbruck, weil bei einem Bombenangriff die Gleise zerstört waren. Zu Fuß mußten wir durchs

nächtliche teilweise zerstörte Innsbruck bis zum nächsten Bahnhof laufen. Nach einiger Zeit ging es weiter bis Salzburg, wo wir den Tag über wegen Bombenangriffen im Bunker verbrachten. Fahrpläne waren in dieser Zeit außer Kraft gesetzt, die Züge rettungslos überfüllt. Gegen Abend zwängten wir uns in einen Zug in Richtung Norden. Die Menschen standen dichtgedrängt im ganzen Zug; ich wurde über die Köpfe hinweg ins Abteil gehoben, unsere Koffer blieben irgendwo auf dem Gang. Als wir nach langer Fahrt am nächsten Abend in Berlin ankamen, war nur noch der Koffer mit der Ziege da. Wir suchten kurz unsere Wohnung in Berlin- Niederschönhausen in der Uhlandstraße auf, die durch einen Bombenangriff unbewohnbar geworden war. Unsere Möbel hatte man im Wohnzimmer – dem einzig noch einigermaßen begehbaren Raum – zusammengestellt.

Glücklich erreichten wir irgendwann dann doch noch Schernow und verbrachten einige glückliche Tage gemeinsam. Wir ahnten nicht, daß wir meinen Vater erst nach drei Jahren und meinen Opa nie wiedersehen würden. Da ich eine Mandelentzündung bekam und in Küstrin operiert werden mußte, blieben wir noch bis Ende Januar bei meiner Tante. Als wir uns nach langer Bahnfahrt wieder Innsbruck näherten, hörten wir mit Schrecken, daß das Gebiet von Küstrin inzwischen von den Russen eingenommen worden war. Von Landeck fuhr der „Kraftomnibus“ nur noch bis Ischgl; die Straße von dort bis Galtür war wegen der Schneemassen unpassierbar. So blieb uns nichts anderes übrig, als den Rest des Weges – immerhin über 10 km! – im Dunkeln und durch tiefen Schnee zu Fuß zurückzulegen. Einige freundliche Soldaten, die in Galtür wieder ihren Dienst antreten mußten, trugen unser Gepäck. Tief in der Nacht kehrten wir schließlich von unserer „Weltreise“ auf „unsere“ Egge heim.

Kriegsende und Abschied

Wir hatten auf unserer Reise schon einen Eindruck davon bekommen, wie chaotisch es außerhalb unseres friedlichen Dorfes zuging; aber auch hier wurden die letzten Beben des untergehenden „Dritten Reiches“ spürbar. In der Schule hatten wir jeden Morgen vor dem Unterricht das Vaterunser und das Ave Maria gebetet. Doch eines Tages im Februar sagte die Lehrerin zu unser aller Erstaunen: „Wir beten nun nicht mehr, wir sagen ‚Heil Hitler‘.“ Irgend ein strammer Nazi mußte die fromme Lehrerin wohl dazu gedrängt haben. Und so erhoben wir alle den rechten Arm zum „Deutschen Gruß“ – es kam uns allen sehr komisch vor. Doch es dauerte nicht lange und der Unterricht fiel ganz aus, weil aus dem Osten Flüchtlinge auch in unser abgelegenes Tal drängten, die im Schulhaus untergebracht werden mußten. Die Dorfbewohner hegten ein tiefes Mißtrauen gegenüber allen Fremden, besonders aber gegen die eigenen Landsleute aus der Wiener Gegend; es war ihnen wohl noch deren Begeisterung beim Einzug Hitlers in „seine Heimat“ in unangenehmer Erinnerung. Deshalb ließen sie sich viel Zeit beim Räumen der Straßen von niedergegangenen Lawinen, um die Flüchtlinge recht lange fernzuhalten.

Zum erstenmal kamen nun auch deutsche Soldaten in den Ort. Eine Kompanie hatte den Auftrag erhalten, die allmählich näherrückenden alliierten Truppen durch Sprengen der Eisenbahnbrücke über die Trisanna bei Wiesberg nahe Landeck aufzuhalten.

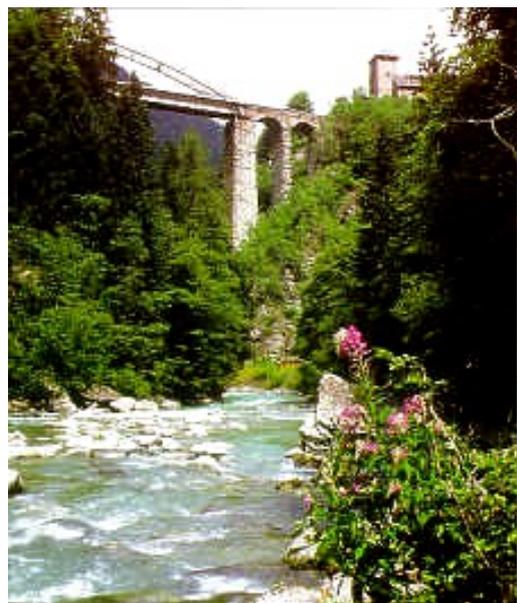


Abbildung 14: Trisannabrücke

Der Offizier, der diesen Befehl erhalten hatte, hielt eine solche Maßnahme in Anbetracht des bevorstehenden Kriegsendes für völlig sinnlos. Er löste seine

Truppe auf und schickte die Leute nach Hause. Die Soldaten tauschten ihre Uniformen bei den Bauern gegen Zivilkleidung ein. Doch dann beschlossen sie, sich lieber als reguläre Soldaten in Gefangenschaft zu begeben, und ließen sich ihre Uniformen wieder zurückgeben; manche Bauern taten das gar nicht gern. Einige Tage saß der Offizier mit einem Kamerad noch bei uns auf der Egge und wartete auf das Kriegsende; doch dann verließen sie das Dorf.

Besonders schlimm traf es die Schüler des Essener Gymnasiums, das im Hotel Fluchthorn „ausgelagert“ war. Die Schulleitung löste die Schule auf und riet den Jungen, sich nach Hause durchzuschlagen. Ich erinnere mich noch, wie einige von ihnen im Dorf herumgingen, um sich für ihre gefährvolle Reise ins Ungewisse Lebensmittel gegen Kleidung einzutauschen.

Alle warteten gespannt auf das Ende des Krieges. Vom Westen her näherten sich schon französische Truppen. Im Dorf verbreiteten sich schlimme Gerüchte von Plünderungen und Vergewaltigungen durch marrokanische Soldaten. Doch wider Erwarten zogen als erste die Amerikaner ein. Für kurze Zeit gab es sogar wieder Brot und Schokolade.

Dann aber folgten die Franzosen als offizielle Besatzungsmacht. Sie verfügten, daß alle Radio- und Photoapparate abzuliefern seien. Meine Mutter hatte glücklicherweise neben ihrer „Kodak“ noch eine einfache Box und ein altes Radio; so konnte sie dem Befehl Genüge tun und hatte trotzdem die Möglichkeit, weiterhin Nachrichten zu hören.

Im Dorf wurden die wenigen Nazis festgenommen und mußten zur Freude der anderen die Frauen der Offiziere herumfahren, wobei sie selbst die Schlitten zu ziehen hatten.

Das Kriegsende brachte für uns einen großen Einschnitt. Gleich nach dem Ende des „Großdeutschen Reiches“, zu dem die „Ostmark“ gehört hatte, wurde wieder der Staat Österreich (bis 1955 noch von den Alliierten besetzt) gebildet. Wir erhielten eine Art Ausländerpaß, der von den vier Besatzungsmächten ausgestellt war. In unregelmäßigen Abständen hatten wir uns bei der französischen Kommandantur in Landeck zu melden. Die Aufforderung dazu kam freilich immer erst einen Tag zuvor. Es gab jedoch in dieser Zeit keine regelmäßige Busverbindung im Tal, so daß wir oft ratlos waren, wie wir nach Landeck fahren sollten. Einmal nahm uns ein Bierfahrer auf seinem Lastwagen mit; wir mußten hinten auf der Ladefläche zwischen den Fässern sitzen und schwitzten Blut und Wasser. Der Fahrer kehrte nämlich bei jedem Gasthof ein, genehmigte sich ein Bier und erhöhte daraufhin sein Tempo. Wir sahen uns schon irgendwo den Abhang in die Trisanna fahren.

Endlich erreichten wir doch noch Landeck und erhielten bei den Franzosen unseren obligaten Stempel. Dafür war dann der Heimweg wesentlich geruhsamer: da weder Bus noch Lastwagen fahren, machten wir uns zu Fuß auf den Weg durchs Paznauntal und kamen in zweitägiger Wanderung (nach einer Übernachtung bei einem Bauern) ziemlich erschöpft wieder auf der Egge an.

Unser „Sonderstatus“ als Ausländer im neugegründeten Staat brachte uns unerwartet in große Schwierigkeiten. An eine Ausreise war nicht zu denken; der Bürgermeister riet uns davon auch ab, weil unsere Wohnung in Berlin inzwischen im sowjetischen Sektor lag. Bislang hatten wir von dem geringen Gehalt meines Vaters gelebt, das nun jedoch nicht mehr gezahlt wurde. Nach der Umstellung der Währung auf Schilling, durfte meine Mutter von ihrem Sparbuch nur einen kleinen, von der Landesbank in Innsbruck genehmigten Betrag für Miete und Lebensunterhalt abheben. Für Kleidung u.ä. blieb da kaum was übrig. Zudem hatte sich die Stimmung inzwischen gegen die Deutschen gewendet. Zwar merkten wir im Dorf nichts davon, aber wenn meine Mutter in Landeck etwas einkaufen wollte, schickte sie meist mich in die Geschäfte. Dort stand nämlich tatsächlich in großen Buchstaben: „An Deutsche verkaufen wir nichts!“ Mich jedoch hielten sie für einen Einheimischen, weil ich Dialekt sprach.

Im Laufe des Sommers jedoch wurde das Sparbuch ganz gesperrt und wir saßen buchstäblich auf dem Trockenen. Meine Mutter hielt uns zunächst noch mit Handarbeiten über Wasser: sie strickte Pullover und Mützen mit bunten Norwegermustern, die bei vielen Dorfbewohnern sehr beliebt

waren. Dafür bekamen wir Milch, Butter und „Gselchtes“. Doch auf die Dauer konnten wir davon nicht leben. Wie sollte sie Miete und Kleidung bezahlen? So entschloß sie sich schweren Herzens, sich in Landeck beim Arbeitsamt zu melden. Es gab in dieser Zeit freilich kaum Arbeit. Und wer würde sie noch dazu mit einem Kind beschäftigen? Da blieb nur eine Beschäftigung in der Landwirtschaft übrig. Doch auch da waren die Angebote nicht gerade zahlreich und Vertrauen



Abbildung 15: Gasthof Edelweiß, Tschafein

erweckend. Ich erinnere mich, wie wir in ein kleines Dorf bei Landeck geschickt wurden, wo ein Bauer Hilfe für seine Frau im Haus suchte; die aber lehnte das energisch ab und meinte, ihr Mann brauche jemanden auf dem Feld. Sie gerieten darüber beide in heftigen Streit. Da machten wir uns still davon, setzten uns an den Wegrand und heulten.

Nach langem Suchen bekam meine Mutter eine Stelle in Volderwald in der Nähe von Hall i.T. bei einem Bauern, der auch mich mit aufnehmen wollte. Zum 1. Mai 1946 sollten wir dorthin ziehen. So blieben uns noch einige Monate in Galtür, das uns unterdessen zur neuen Heimat geworden war. Wir hatten manche Freundschaft geschlossen und waren nach anfänglichen Vorbehalten in die Dorfgemeinschaft aufgenommen worden. Noch konnte ich mir nicht vorstellen, all dies verlassen zu müssen: die Schulfreunde, die vertrauten Wege und vor allem die geliebten Berge!

Ein besonderes Ereignis erwartete uns im Sommer 1945: Unser „Mitbewohner“ Wilhelm hatte sich entschlossen, seine „Wirtschafterin“ zu heiraten. Serafine war eine große, etwas grobknochige Frau mit phlegmatischem Temperament; mit hingebungsvollem Stöhnen sagte sie oft: „Han i a Fäule!“, wenn die Arbeit sie mal

Meine Mutter richtete in Mittagstafel mit unserem und Silberbesteck. In den gesucht, mit denen sie die des Festessens bekam sie gediegensten Zutaten, von nur träumen konnte.



unserem Wohnzimmer die besten Geschirr, mit Gläsern Bergen hatten wir Alpenrosen Tafel schmückte. Zum Bereiten von den Bauern die denen man in diesen Notzeiten

Als das Paar – beide hatten schon die 50 überschritten – nach der Trauung zum Essen kam, waren die Gäste von dem ungewohnten Tafelgeschirr völlig irritiert; sie räumten alles „Überflüssige“ beiseite, luden sich die Speisen auf ihren Suppenteller und aßen mit dem Löffel. Die ganze Feier dauerte nur ein paar Stunden, dann mußten die Bauern wieder nach Hause gehen, um ihr Vieh zu versorgen.

Der Sommer brachte uns auch eine besonders freudige Überraschung. Eines Tages, während ich vor dem Hause spielte, kam meine Mutter ganz aufgereggt angelaufen und schwenkte ein Stück Papier in der Hand: es war eine Karte meines Vaters, von dem wir monatelang keine Nachricht erhalten hatten. Auf einer Rotkreuz-Postkarte, die er eng beschrieben hatte, teilte er uns mit, daß er in russischer Gefangenschaft sei. Näheres durfte er nicht schreiben; manche Zeile war geschwärzt. Aber wir wußten nun endlich, daß er noch am Leben war!

Die langen Sommerferien – von Juni bis September – verbrachte ich mit meinen Freunden meist beim Kühehüten in den Bergen.

Ein besonderes Erlebnis war es, wenn wir Freunde (Rosalia mit ihrer Tochter Maria) in der „Pritzenalm“ im Vermunttal besuchten. Dort konnte ich die Ziegen melken oder an den kleinen Seen des Vermuntbaches spielen. Meine Mutter hatte ihr Fahrrad aus Berlin mitgebracht, mit dem sie mich auf dem Gepäckträger mitnehmen konnte; so brauchten wir den langen Weg nicht jedesmal zu laufen. Im Herbst des Jahres gab es dort ein großes Fest: die Alm war an das Stromnetz angeschlossen worden, und das wurde bei Holunderbeersaft und Enzianschnaps mit Gesang und Zitherspiel gefeiert. Als wir uns in der Nacht wieder auf den Heimweg machten, zog ein gewaltiges Gewitter auf. Zwischen den Bergen hallte der Donner. Plötzlich schlug ein Blitz neben uns in einen Lichtmast ein – da wir die Stromversorgung der Alm erst mal für einige Tage beendet.

Ende Oktober fielen schon wieder der ersten Flocken, und pünktlich zu Martini ließ eine tagelange Gugse das Tal im Schnee versinken. Der Winter von 1945 /46 war besonders schneereich und lang. Anfang Mai waren wir im Ort eingeschlossen, weil das Tal mal wieder von Lawinen verschüttet war. Weil wir nicht rechtzeitig in Volderwald eintrafen, fragte der Bauer beim katholischen Pfarrer in Galtür an, wo wir denn blieben. Der kam völlig überrascht zu uns auf die Egge und fragte meine Mutter, warum wir denn den Ort verlassen wollten. Als er von unseren finanziellen Schwierigkeiten erfuhr, bot er ihr an, die Miete für unsere Wohnung aus eigener Tasche zu bezahlen und einen Zuschuß der Kirche zu beantragen. Meine Mutter lehnte sein Angebot mit dem Hinweis ab, daß wir doch Protestanten seien und sie zudem nicht wüßte, ob sie seine Unterstützung jemals würde zurückzahlen können. Doch er wollte diesen Einwand nicht gelten lassen.

Wir werden diesem lebenswürdigen Gottesmann seine selbstlose Hilfsbereitschft niemals vergessen!

Als die Wege wieder frei waren, mußten wir schweren Herzens Galtür endgültig verlassen. Es war ein trauriger Abschied von einem lieb gewonnenen Ort, der uns in schwieriger Zeit zur Heimat geworden war. Mit einem letzten Blick auf die vertrauten Berge fuhren wir einer ungewissen Zukunft entgegen.



Eva Maria Dorothea Richnow, geb. Brauckhoff

* 17.12.1914 in Gispersleben / Erfurt

Rudi Otto Paul Richnow, Studiendirektor

* 20.4.1913 Berlin † 24. September 1976 in Braunschweig

Dr. Wolfgang Hans Rudolf Richnow

* 2.5.1938 in Berlin – Weißensee

